Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 69 (1928)

Artikel: Das Kriegsross
Autor: Vokinger, K.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1008058

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Kriegsroß.

Erzählung von Konst. Vokinger.

Beim Göttiwein im Schlüssel waren sie schon bei den Kräpfli angekommen. Das Sosenfleisch und das ander Fleisch waren beide wohl versorgt worden in zwei bärtigen Mannsgurgeln und drei glatten, gebräunten, göllergeschmückten Frauenhälsen. Auch Wein hatten sie getrunken, obwohl es sonst nicht der Brauch dieser Leute war. Aber die Geladenen dachten: zahlen muß der Götti ihn doch, da wär es doch schade um jeden Tropfen, den wir stehen ließen.

Der Nußmattkaspar, welcher heute hübsch war, knüpfte die Weste bald oben, bald unten um einen Knopf weiter auf. Es gnuegete ihm. Mit ausgespreizten Fingern, braun und hart wie Nüsse, schob er die Kräpfliplatte der Patin zu: So nehmt doch!

„Heut hat der hübsche Götti einen teuren Tag", kümmerte mit süßem Lächeln die Gotte zu ihm hin. Es war die Agathe Lussi vom Trid.

„Das erthemmer scho! Und wenn ihr noch einmal vorn anfangen wollt, so sagt es nur; ich halte aus."

„Und jetzt, wo sie heischen wie die Schelmen . . .", fährt Agathe weiter in der Dankrede auf den Götti.

Die Hebamm fiel ein: „Ja, es gruset einem recht, nur go zusitzen an einen Göttiwein." Sie sah zwar immer ganz glückstrahlend aus, wenn sie zu einem Taufmahl antrat.

„Das hat nichts zu sagen, das erthemmer jetzt scho." Der Götti öffnete wieder einen Knopf am Westli. „Jetzt ist Krieg; jetzt geht es einmal umgekehrt. Der Bauer muß ab nichts mehr erklüpfen . . . Wenn du so am Morgen in den Gaden gehst, und stehen die Kühe auf, bimeich jede 3000 Franken wert — da ist jeder Schritt, den du durch den Gaden hin tust, an einem Vermögen vorbei — nein, heut erklüpft ein Bauer nicht mehr so schnell."

„Und haargleich geht es mir mit den Säuen", ergänzt der Unterfuhrtoni das Gespräch. „Es sind nur Säu, aber wenn du alle Monate wieder einen Wagen voll abführen kannst, und für ein Säuli, das erst so recht ist was eine Katze, 100 Franken lösest, so ist es ein schönes Dabei-ume-sy."

Agatha ist still und rot geworden. Da ist wieder der goldene Strom des Kriegsglücks. Er ergießt seine Wellen ins Land und ladet bald da bald dort ganze Haufen ab. Und diese Männer schöpfen. Mit Schaufeln schöpfen sie. Nur sie geht leer aus. Was sie mit einer Hand vielleicht zusammenklauben kann, das muß die andere Hand wieder vertun. Schon tausendmal hat es sie ergrämt, und jetzt möchte sie in der Wirtschaft drin laut aufschreien.

Auch die Hebamme wirft noch Heu durch die Rüschi: „Wohl, wohl, auch bei uns spürt man den Krieg doch deutlich. Der Vater übernimmt jetzt größere Staudenwerke und die Buben, so 17, 18jährige Burschen, helfen ihm. Sie machen zum Tag sicher 15 Franken, wo nicht mehr, ineinandergerechnet. Es ist sicher allen etwas zu gönnen."

„Ich? nein, ich spüre nichts von dem!" blitzte nun die Agathe los. „Entweder ist man der dümmste Esel, der herumläuft, oder es geht einfach ungleich zu auf der Welt. Bei uns ists immer gleich. Wie der Nagel in der Wand. Wie die Krott an der Mauer. Er hockt im Dienst — und verdienen soll wer woll."

„Es wird etwa nicht so bös sein", besänftigte die Nußmattlerin, „im Trid ist noch niemand verhungert."

Und schon schämte sich Agathe, den Hafen so weit abgedeckt zu haben. Gewaltsam schraubte sie den Docht ihres Zornes hinunter.

Aber der Nußmattler fuhr mit sanftklingender Bosheit fort: „O laßt ihn doch, den Thade! Er tut halt gern Dienst und solche Mann kann der Bund brauchen."

Da war es doch, als hätte ein Feuerfunke das Petrol ihrer Herzensbitternis erreicht und neuerdings wäre sie beinahe losgeplatzt. Aber ihre Gedankenbrände lohten diesmal nur im Innern: o ich verlassenes, ausgelachtes Weib! Er hockt im Dienst und die andern beigen ganze Vermögen zu-

sammen. Kann solches noch weitergehn?

Beim Zahlen kam noch eine Kellnerin und verlangte die Brot-, Fleisch-, Fett- und Zuckerkarten. Der Nußmattler, der gleichgültig wie ein indischer Fürst die Rechnung beglich, begehrte auf wie ein gereizter Franzos, als es ihm an die Karten ging. Aber der Unterfuhrler zeigte sich da wieder als ein Heimlichfeiß und sagte: „Gibs doch her; solche Sachen treib ich dir auf soviel du willst. Ein Handelsmann kommt zu gar manchen Leuten."

Agatha bettelte auch um Schonung: laßt mir doch die Brotkarte ganz; nehmt lieber doppelt von der Zuckerkarte. Ich hab am Monatsende den Brotkorb immer tagelang leer. Aber die Schere der Kellnerin fuhr unbarmherzig in die gelben, roten u. blauen Papiere u. ließ die Nümmerli in ihre Druckli fallen.

Es war Agathe nicht mehr drum, mit den andern Göttileuten trägen Schrittes durch das Dorf zu spazieren und bei jedem Tritt noch nachzuspüren, wie gut und gnug man gegessen hat. An ihr zappelten alle Glieder, ein wahrer Hunger regierte in ihr, zu schaffen und zu raffen, sich nachzumachen, desto fester, je weniger ihr Mann ins Geschirr lag.

Sie sprang in einen Laden und band eine Burdi Waren zusammen. Die Ladenfrau erzählte, sie habe gehört, das Militär auf dem Gotthard habe es jetzt viel besser als um die Ersti; auch lasse man sie jetzt viel ringer in den Urlaub ziehen. Für Agathe war das nur neues Wetzen und sie dachte: da hat mans: er k ö n n t e kommen, aber er begehrt nicht. Es ist ihm dort wohler. Sie war nicht freundlich mit der Verkäuferin, grollte eine Weile über den hohen Preis der Ware und reklamierte: „he, nicht so ein Stinkpapier herum; diese Hudelzeitung zergeht ja, vor ich halb auf dem Berg bin". Und die Frau nahm die Zeitung, die stark nach schlechter Schwärze roch, wieder weg. „Kalberhaar!" kritisierte Agathe darauf noch die Schnur um ihr Bündel. „Wo gibts noch eine vernünftige, ehrliche Schnur, seit diesem Krieg? Alles verfälscht ihr!" Und

Erinnerungen. Photo W. Staub, Zürich.

dann hastete sie ohne Aufschauen dem Berg zu.

* * *

Der Trid war ein hochgelegenes grünbewachsenes Felsband und bildete ein mittelgroßes Berganwesen. Wie ein jodelnder Hirtenbube, mehr froh als reich, schaute er über die Fluh hinaus, auf den blauen See hinab und über Dörfer und Landschaften hinweg.

Dort hatte einer am gleichen Tag ein stilles Fest gefeiert. Denn am Mittag hatte der Briefträger dem deutschen Internierten Friedrich Lennarz einen Brief aus der Heimat gebracht. Im Rheinland unten, 500 Kilometer weg vom Vierländersee, hatten ein alter Vater und eine treue Mutter gar bittere Tage erlebt. Von vier Söhnen waren drei in den Krieg gezogen; zwei deckte schon die Erde und der dritte seufzte verwundet und gefangen in Feindeshand. Fast glaubten die Eltern, den Lebendigen mehr beweinen zu müssen als die beiden Gestorbenen, so selten und so bekümmernd waren die Nachrichten, die sie von ihm erhielten. In Löchern, schwarz und heiß wie eine Schmiede, mußten die Gefangenen in Afrika arbeiten und ihr hartes Brot mit Tränen netzen. Ihr Körper siechte, der Geist stumpfte ab. Da kam die erlösende Ausmusterung durch neutrale Aerzte, die Reise, die Neubekleidung an der Schweizergrenze, die Einquartierung im Berghotel am schönsten aller Seen. Wie bei Adam kam es über den stillen Friedrich als allmähliges Erwachen, als Staunen, als Aufatmen in einer friedlichen, fruchtbaren, freundlichen Welt. Wunderbare, schönste Zeit seines Lebens.

Und heute der Brief von seinen Eltern. Der Vater schreibt: „Mein lieber Sohn Friedrich! Du hast uns gebeten, auch mal in die Schweiz reinzukommen, wie es jetzt manche deutsche Eltern machen. Du lieber Gott, das war ja schon längst unser eigener Herzenswunsch. Dein alter Vater und deine gute Mutter, wir wollen wieder mal unsern lieben Jungen begucken. Schon lange halten wir jeden Pfennig zusammen für die Reise. In par Wochen wollen wir ran! . . ."

Friedrich ist wieder ins grüne Gras gesessen, sein Auge folgt dem Lauf der fernen Flüsse . . . Dort — ja dort wird der Rhein ziehen, dort — ja dort faltet meine alte Mutter ihre frommen Hände . . .

Da pustete plötzlich die Agathe heran. „Ihr habt mein' ich wieder einmal Feiertag, Friedrich", rief sie.

„Stimmt, stimmt", entgegnete der und hob seinen Brief in die Höhe. „Feiertag, so schön, ich wüßte keine größere Freude für mich!"

„So — und geschaffet wird nicht? Warum stellen wir euch denn ein?"

„Ach, Frau Lussi, hören Sie! Meine Eltern haben sich entschlossen, hereinzureisen auf einige Wochen."

„Davon hab ich nicht gefressen!" — schnerzte Agathe.

Aber Friedrich war noch sicher in den Aesten seines Glückes und merkte nicht, wie stark Agathe am Baume schüttelte. „Ja, jetzt können sie kommen. Und hier in der obern Kammer können sie wohnen. Hier bei uns . . .!"

„Kann man denken? . . . Wer sagt das?" händelte Agathe.

„Ach, der Thade hat es mir erlaubt. Ich hab ihn doch gefragt, als er noch da war. Das ist längst in Ordnung!"

„So, und ich weiß wieder einmal nichts davon. Meine Zimmer vergibt er dem erstbesten; ob wir davon etwas lösen oder nicht, ist ihm gleich. Lieber denk gar nichts! — So hat ers. Ihr Beide leichet miteinander. Gleicht einander aufs Haar. Ich hab genug! Genug bis zum Halszäpfli!"

„Aber, bitte, Frau Lussi . . ."

„Jetzt muß es einmal heraus! Er schafft nichts. Und gibt mir Euch ins Haus, der auch nur i dä Hinderhäbi sitzt. Ich muß aber Volk um mich haben, das mehr verdient als nur die blaui Sufi. Ich mach so nicht mehr weiter. Geht Ihr! Geht ins Hotel zurück, Lennarz. Ich künde. Ich fahre besser dieserwegen . . ."

Jetzt flog er doch aus dem grünen Blattwerk seiner Hoffnungen und Träume auf die harte Erde.

„Frau Lussi, Frau Agathe, das kann euer Ernst nicht sein! Ich bitte."

„Nein, jetzt ist es draußen. Jetzt wohlet es mir. Habs schon lang vorgehabt. — Bin ich nicht arm und verlassen genug? Muß ich nicht genug sehn, wie wir am leeren Barnen stehn, zuschauen, wie andere reich werden. Meine Geduld ist aus! Samstag Abend geht ihr ins Hotel zurück!"

Der deutsche Jüngling im Soldatenrock war einer von jenen, die im Krieg zahm geworden waren. Zuerst die polternden Kommandorufe seiner Unteroffiziere, dann die schrecklicheren Gebrülle der Kanonen — und endlich die unerbittlich harten und unbeugsamen Anweisungen aller Gefangenenwächter in Frankreich und im französischen Afrika drüben, die hatten ihn gelehrt, schweigend hinzunehmen. Da ist nix mehr zu wollen — war sein Wahlspruch geworden und jetzt — mitten im schönsten Hoffen hörte er wieder ein hartes Gebot — und ersah keinen Zweck und keine Möglichkeit, dagegen sich zu wehren. Er ward noch etwas bleicher, zuckte im Gesicht und gab ihr einen schmerzlichen Blick und sprach: „Zu Befehl."

Ihr Sieg gab der Frau neue Kraft. Es war ihr wie einem Schwinger, der den ersten Gegner auf den Rücken gelegt und nun sofort den zweiten anspringt.

Sie lief ins Haus, zerrte das Schreibzeug heraus und schrieb an ihren Mann: „Jetzt ist es am Tag, daß Du heim könntest, wenn Du wolltest. Bis also nicht so brotig und komm. Meine Verwandten, die sind bald halbe Millionäre und wir stehen immer im hintern Vorfärä. Unser Wald, natürlich nicht geholzt und nicht verkauft. Bis Du den Stand aufgerichtet hast, ist der Markt aus, sowieso. Die zwei Kühe, die bald kalbern, die könnens denk besser allein als mit Dir? Der deutsche Soldat geht auf Samstag heim. Es ist sowieso bald befohlen, was der ausrichten kann. Also Du weißt jetzt, woran Du bist. Agatha, Frau."

*
* *

Im steinigen Tessintal war die unterwaldner Landwehrkompagnie stationiert. War das ein Wald von starken Männern, in ihren dunkeln, blauen und grünen alten Uniformen. Schwergebaute, gesunde Männer, und doch ein Wald ohne Boden und ohne Himmel, ein Wald, der knirscht in seinen Aesten und stöhnt in seinem Herzmark. Heim zu Frau und Kind, heim an die liebe Arbeit, so stöhnte es durch den Männerwald. Aber der Bund entließ sie noch nicht. Die Offiziere saßen auf tänzelnden Rößchen, bekamen Berichte von allen Seiten und sagten: „Ihr Mannen, noch immer ist Krieg rings um das Schweizerland. Wir wissen noch nicht, wer morgen an unsere Bergwälle klopft und Einlaß begehrt. Und dann wären unsere jungen Raufer an der Grenze — der Auszug — froh, wenn sie die Landwehr noch im Rücken haben."

Und so hieß es bleiben, soldatische Uebungen machen und die Bahn bewachen. Wie ein alter Landbriefträger um die Jahreswende fast erdrückt wird von der Menge Pakete und Briefe — so gings in jenen Zeiten der Völkerwende der Gotthardbahn. Sie keuchte und berstete, doppelt beladen, nur mit schlechten Kriegskohlen, Turben oder Holz gefeuert, ihren Schienenweg hinauf und trug nicht Weihnachtspakete, wohl aber viel leidende Menschen, zerrüttete Existenzen, Kriegsbetroffene, evakuierte Italiener, heimfliehende Deutsche, abgerufene Diplomaten, verjagte Revolutionäre, vielleicht auch Spione, Wucherer und Zettler. Wenn so ein Zug dann nachts über eine Brücke rollte, stand der Landwehrmann mit geladenem Gewehr daneben und schützte ihn. Seine Gedanken, sein Herz, seine Augen hatten vor allem das eine kleine liebe Weltabteil vor sich, das er schirmte und segnete: das Heim, jenseits der nächtlichen Berge.

Der Lussithade hätte gewiß so gerne als irgendeiner den Tornister zu Boden geschmettert und gerufen: jetzt hört einmal auf mit dem unsinnigen Krieg! Aber er wußte sich auch männlich ins Unvermeidliche zu fügen. Und wenn er glaubte, es gehöre ihm billigerweise wieder ein Urlaub, so hatte er sich noch jedesmal in den verschiedenen Aufgeboten darum gewehrt. War aber die Reihe nicht an ihm, so begehrte er nicht mit dem Kopf durch die Mauern zu stoßen.

Jetzt wieder dieser dumme Agathebrief! „Komm heim! Der Deutsche geht weg", bald gesagt! Wo hat sie auch den Kopf! Früher so ein verständigs guts Fraueli und jetzt

schinneglen und janxen, streblen und strabanzen, ohne Sinn und Verstand. Früher hats alig geheißen: komm Thade, nimm än Ankebruid; jetzt nur mehr: mußt dann zum Znüni nicht hereinkommen, ich schicke dir Käs und Brot nach. Früher hats geheißen: o wie schön haben wir es auf dem Trid! jetzt heißt es immer: schau die Andern, die verdienen! Der ist ein anstelliger! Sälb ist ein g'wehrter!

Ich schaffe was ein anderer und hause was ein anderer. Aber hexen kann ich nicht und muß ich nicht. Lieber gesund sein und eine Käsrinde unter den Zähnen, als im Grab liegen und beide Hosentaschen voll Gülten! Ich wäre gewiß auch lieber daheim als hier in diesen Felsmauern. Aber ich kann doch den Bund nicht totschlagen und den Weltkrieg nicht aus der Welt steuken. Oder kann ich das etwa, hä?

Thade gab keinen Urlaub ein, sondern schrieb einen verständigen Brief an Agatha. Sie soll halt Geduld haben. Der Vater denkt alleweil an die Familie und nichts als an die Familie. Sie sollen den Friedrich behalten, lieber ihm mit dem Lohn hinauf. Auch beten sollen sie. Gehen die Kinder am Sonntag schön zur Christenlehre? Er gehe mit andern Landwehrmannen fast alle Abend dort in den Rosenkranz; sie füllen in der Kirche mehrere lange Stühle. Der tessiner Pfarrer nicke jeweilen mit dem ganzen Kopf gegen sie. Habe ihnen auch einmal Wein zu trinken gegeben. Habt Sorg zu den Kalberkühen: berichtet mir dann, Stierkalb oder Küetschi. Der Friedrich ist dafür grad recht. Habt Geduld in Gottesnamen! Gott im Himmel verläßt uns nicht. Vater.

Als der Brief mit Verspätung auf dem Trid anlangte, war Friedrich Lennarz schon davon gesteckelt. Agathe geriet aus dem Häuschen, sie war ganz in den Lüften: „O, er will nur nicht kommen! Wir sind ihm wurst. Wir sind nichts, wir sind Dreck! Aber miera! so schaff ich allein. Können mich dann tot auflesen einesmals und unter den Boden scharren. Dann muß er mich doch nicht mehr haben ..."

Und in einer Täube fing sie an zu werken. Sie faustete und roßte drauflos vom Morgen früh bis abends spät, daß es den Kindern fürchtete, nur in ihre Nähe zu kommen. Sie melkte und trug die Milch in die Hütte; sie tränkte die Kälber und radete die Gofen; sie graste und rüstete die Gärten. Sie wollte es einfach erzwingen, daß es bei ihnen vorwärtsgehe; den Glückstrom, den Goldstrom des Krieges wollte sie fassen und zuleiten auf den Trid.

„ . . . er solle ihr ein Gesuch schreiben, ein urchiges!

Einen Knecht einstellen? nein, ums Verrödelen nicht; ein alter läßt sich nicht treiben, ein Bub macht alles verkehrt und ein rechter Knecht, so einer ist jetzt rar und kostet ein Sündengeld. Jetzt gar, wo die Schützenkompagnie auch bald wieder einrücken muß. Den Thade, den wollte sie erzwingen. Der soll kommen u. schaffen wie es seine Pflicht ist.

Da kam der Abend, wo sie einer Kuh wegen im Stalle übernachten mußte. Aber es glückte nicht, wie es hätte sollen. Das Kalb war da, aber anderntags mußte doch der Vieharzt auf den Platz. Der schimpfte; die Nachbarn lachten; Agathe fuhr im Zeug umeinander wie ein chybiger Hornuiß.

„Jetzt hörts auf. Ich bin am Boden, jetzt muß er heim!" Und sie lief ins Tal zum Gemeindepräsident, er solle ihr ein Gesuch schreiben, aber ein urchiges.

Der Gemeindepräsident hatte, wie alle seines Standes, in der Kriegszeit eine Ahnung von seiner Würde bekommen. Unzählige Gesuche nach oben, Ordinationen nach unten gingen durch seine Hand. Da war das schreckliche Kartenwesen für die rationierten Lebensmittel, die Hilfe für die Arbeitslosen, für die Familien armer Wehrmänner; da waren die Anfragen und Untersuchungen betr. Haus- und Pflanzgärten, die Klein- und Großviehzählungen, Pferderequisitionen, Schmuggelaffären, Stundungen an die Fremdenindustrie, Aktionen für notleidende Dampfschiffgesellschaft, und hols der Kuckuck was alles noch, das warf tagtäglich seine Schreibebriefe und Drucksachen auf das Pult eines Gemeindepräsidenten.

Aber item, es ging dem Mann in einem und er setzte ein Gesuch an das Kommando, versah es mit Stempel und Unterschrift und legte ein schriftliches Gesuch von Frau Agatha bei. Das mußte ziehen und es zog.

* *
*

Vom Feldweibel erhielt Thade den Bescheid, er könne zur Regelung häuslicher Angelegenheiten auf 10 Tage heim. „Bist jetzt entlassen. Bleibst halt morgen etwas länger in der Streue und fährst etwa mit einem Vormittagszug dannen." „Aber nicht ich!" machte der Thade. „Ich fracke ab!"

Und los auf seinen Tornister, hineingestunggt die Siebensachen und auf den Bahnhof. Diese Landwehrler, die hatten nicht nötig, einen Fahrplan zu studieren. Die wußten auswendig, wie viele Züge tagsüber heimwärtsfuhren und ob sie an ihrer Station hielten oder nicht. Und jedesmal, wenn so ein Zug vorüberbrauste, und er hatte noch leere Plätze, wars ihnen, er riefe: komm mit, ich tu dich heim!

Und gradjust als der Zug einfuhr, klotterte noch der Thade auf den Perron, löste atemlos sein Billet und stoselte in den Wagen.

„Und miera, z'Nacht oder keis z'Nacht, Bett oder keis Bett — wenn ich nur daheim bin", so knurrte er zufrieden. Ihm war so wohl bei dem Tumol der Räder und Schienen und da es schon Nacht war, verfolgte er mit rechnenden Augen die vorüberfliegenden Laternen und bei jedem Lichtlein dachte er: so gleitig fährt er mit mir jetzt heim zu! O dieser Krieg, ging er doch z'End und müßte ich jetzt das letztemal fahren! Für was ist er gut? Die Männer recht grausam zu plagen. Die Jungen, die könnens eher ertragen, haben kein Geschäft, nicht Frau und Kind . . .

Bei Brunnen riß er die Scheibe hinunter und blickte in die Richtung der Unterwaldnerberge. Schwarze Nacht, aber gierig zog er in der heimischen Luft Atem. O Heimat!

Als Thade mit steifen Beinen in Luzern ausstieg, wars halb zwölf Uhr. Ein anderer Urlauber, der auch in der Bahn gewesen, frug ihn: „Wo übernachtest?"

„Nein, fürs Uebernachten bin ich nicht nach Luzern gefahren", gab Thade zurück. „Heim geh ich zäbeten Füeßen."

„Wo du doch fast umfällst, wie willst du heimgelangen? Ich gehe um ein Nest aus . ."

Aber Thade ließ ihn stehen. Er hatte das schon ausgerechnet: bleiben — das macht: erst am Vormittag spät heimkommen; marschieren — dann kann ich vor 4 Uhr früh daheim sein, daheim! Und hab keine Unkosten — in dieser teuren Stadt!

Er musterte die Straßen. So still und leer und schwachbeleuchtet hat er sie noch nie gesehen. Die Häuser standen wie schlafende Rosse in einem Stall, als lebten sie nur inwendig. Ihn aber trieb es plötzlich fort, als fürchtete er, sie schlügen gegen ihn aus.

Auf der Allmend gewahrte er, daß hier eine andere Wetterlaune herrschte als ennet dem Gotthard. Ein ergiebiger Regen setzte ein. Thade lief was er konnte und trotz des kühlen Wetters schwitzte er.

Aber im Haldiwalde mußte er doch einmal an eine Tanne lehnen und verschnaufen. Er langte in den Brotsack — nichts vorrätig. Was ist denn los mit mir?, dachte er. Richtig! Z'Nacht gegessen hab ich nicht; seit Mittag nichts mehr eingepackt; geschlafen vorige Nacht schon nicht, war ja auf Wache. Und jetzt in diesem Haldiwald —! Der Andere hat gefuttert und liegt unter der warmen Decke in Luzern. — — Hü,

Thädl! Am Morgen um 4 Uhr kannst in die Kammer luegen und rufen: Guets Tägili!

In Hergiswil kam er noch einmal in Versuchung, verspielt zu geben: da oben, nahe der Straß, schläft ein Vettermann unter breitem Giebel, der hätte Unterschlupf für dich... Doch Thade dachte: nicht ergeben ist gewonnen! und schwenkte nicht ab.

Schwarz wie ein Höllentor stand der Lopper da — und auf der andern Seite silberglänzend im wiedererstandenen Mondlicht der See, wie eine wunderbare Türvorlage vor dem Himmelstor. Und mitten zwischen beiden ging Thades Straße, wie oft eines Menschen Weg zieht zwischen gut und bös, so hart, so eng an beiden hin.

Aufs neue fletzte ihm ein inneres Fieber kalten Riselhagel über den Rücken hinunter und Thade sagte sich: ja, wenn ich nicht Frau und Kinder hätt, so wär es nicht der wert, so einen Strapatz sich aufzuladen. Und er ging und zählte jede Minute und Viertelstunde und endlich war Stansstad überholt, der Berg erreicht — und kamen die Wege, auf denen seine Frau und Kinder jedenfalls vor kurzem noch zu Tal geschritten waren.

Und es kamen nach einer weiteren Stunde sein Portli, sein Erdweglein, der Stall, das Haus auf dem Trid. Und Thade sprang, ja sprang unter das Kammerfenster und rief: „Agetli, tu auf. Ich bin daheim!"

* *
*

Der Vormittag verlief nicht demgemäß. Es setzte zwischen ihnen ein ernstes Zwiegespräch ab.

„Und Krieg heisst: Tu was dir gefällt!"

Thade sagte: Schau, Agä, du redest nichts als von Geld und Vermögen. Sag mir jetzt, hast du mich nur um dessenwillen heimberufen?

„Eh ja, es ist doch mein ich die Hauptsach."

„So nicht! Ich komme heim, karre und laufe die ganze Nacht hindurch, hungere, lasse mich verregnen, und kaum bin ich daheim, heißt es: „Du sorgst nicht für uns; du bist kugelrund, tätschfeiß, und wir unterdessen kommen z'armen Tagen. Weißt, das hab ich nicht verdient!"

Sie: „Und doch ist es so! Warum bist du nicht von selber heimgekommen? Warum muß ich erst den Gemeindepräsident zu Hilfe rufen; warum hast noch nichts am Wald vorgenommen im Herbst? Warum vergraten die Kühe?"

„Eh sapperlot! Mach eine Faust, wenn du keine Hand hast!"

„Eh freilich, solltest du können. Denk doch an die Kinder."

„Die sieben Kind, wo wir da haben! Schickt der Herrgott ä Has, so schickt er auch s' Gras. Ist noch keins verhungert."

„Red ich vom Verhungern? Ich will jedem ein Vermögeli auf die Seite legen!"

„Vermögen, schon wieder! Es ist da nicht so großartig damit. Ich sag dir, bei den Meisten, die jetzt Geld machen, verflodert es wieder, so schnell wie es gekommen ist. In einem Staub und Rauch." —

„Da sieht man, was für ein Schlufi, was für ein Giltmersglich du bist. Niemanden auf der ganzen Welt hab ich mehr, der mir hilft, ders macht, wie ich meine. Eine arme, verlassene Mutter bin ich —" und sie stützte sich an eine Wand und weinte.

Der Thade ward ungehalten und rief: „Selb glaub — ich tue meine Pflicht für euch. Aber wenn du nicht nachgibst, wirst du noch ganz konfus, und verleidest einem das Daheimsein. Und nur wegen dem verfluchten Geld."

„Krieg ist Krieg — — im Krieg müssen wir vormachen, für das ist er denk wohl da..."

* * *

Dieser Urlaub verlief so unlustig wie noch keiner und als er um war, hatte Thade die Frau von ihren krankhaften Ideen noch nicht um eine Linie abgebracht. Dem Frieden zulieb gab er nach, sann jedoch unablässig auf Abhilfe.

Ihrem Wunsche zulieb nahm er aus dem Internierten-Hotel wieder einen Deutschen als Knecht. Ein Mensch, bäumig wie ein junges Reitpferd, geschmeidig wie eine Weide, blitzende Augen und rasche Bewegungen, sonnverbranntes Gesicht. Lohn: 1 Fr. ihm in die Tasche, und 1 Fr. in die Kompagniekasse pro Tag. Mit Thade redete dieser Oberhuber freundlich, lächelnd, wie mit einem jüngern Bruder. Als er die Agathe das erste mal erblickte, fuhr etwas Herrisches über sein Gesicht. Ein kleiner, unmerklicher Schauer ging durch sie und sie dachte: der ist nicht mehr ein Knecht wie Friedrich.

Ebenfalls Agathes ausdrücklichem Willen zulieb versprach ihr Thade, auch im Dienst um eine Nebenbeschäftigung auszugehen. „Wenn andere so tifig sind", hatte sie gesagt, „Warum du nicht? Offiziersbedienter oder Pferdeordonnanz! Du bist ja früher viel mit Rossen umgegangen." Mit schwerem inneren Widerstreben sagte er ja, fügte aber maßleidig hinzu: „aber wenns dann fehlt, so fehlts dann wegen dir!"

Eines jedoch konnte er nicht über sich bringen: in die stillen Blauaugen des entlassenen Friedrich guten Gewissens zu schauen. Natürlich besuchte er ihn im stillen, zog ihn ins Restaurant hinein, schob ihm zwei Bündli Zigarren und einen Fünffränkler als Trinkgeld zu und sagte: „Weißt — es ist dumm gegangen. Aber wenn du für Vater und Mutter kein anderes billiges Zimmer findest, so schreibe mir nur; da laß ich nicht mehr lugg, versprochen ist versprochen!"

* * *

Als Thade wieder die Tessinerberge ansalutierte, Sprünge machte wie eine alte Kuh und Wachbefehle lärmte, versah unterdessen der Oberhuber seine Arbeit. Er ließ sich gut an. Wie ein junger Hund schoß er auf die Arbeit los, bellte fast vor Vergnügen und sah der Meisterin jeden Wunsch ab den Augen. Als sie aber nur ein einziges mal ihn tadelte, da machte er sofort den Munigrind, daß sie merkte, er ertrage das nicht.

Eines Abends schlich er sich fort. — Wohin — das wußte Agatha nicht. Eines weitern Abends passierte dasselbe. Agatha fing an, Gesetzwidrigkeiten zu ahnen und die Strafe des Platzkommandos für ihn — und für sich zu fürchten.

Vor dem vierten Entwischen stellte sie ihn im Gang. „Wo will er jetzt schon wieder hin? Jetzt bleibt man zu Hause!"

Ob er denn für die Nacht gedungen sei? fragte er.

Sie könne schon ausrechnen, wohin diese Leutschereien sich richten und dulde das nicht. Ordnung muß sein im Land.

„Ordnung! Ordnung?" spottete er und lachte ihr mitten ins Gesicht. „Frau, jetzt ist Krieg. Und Krieg heißt: tu, was dir gefällt! So meinen es die großen Herren; die Regierungen, die Generäle, die Fürsten, jeder Unteroffizier, wenn er dazukömmt, jeder Gefangenenwärter, jeder Wucherer und Schinder. Alle, alle: es ist Krieg, ich kann tun nach Gutdünken. Und unsereiner soll folgen? Meint ihr? Ich hab mich lang geduckt bisher — aber jetzt bin ich frei —"

„Das frägt sich noch erst" wandte sie verlegen ein.

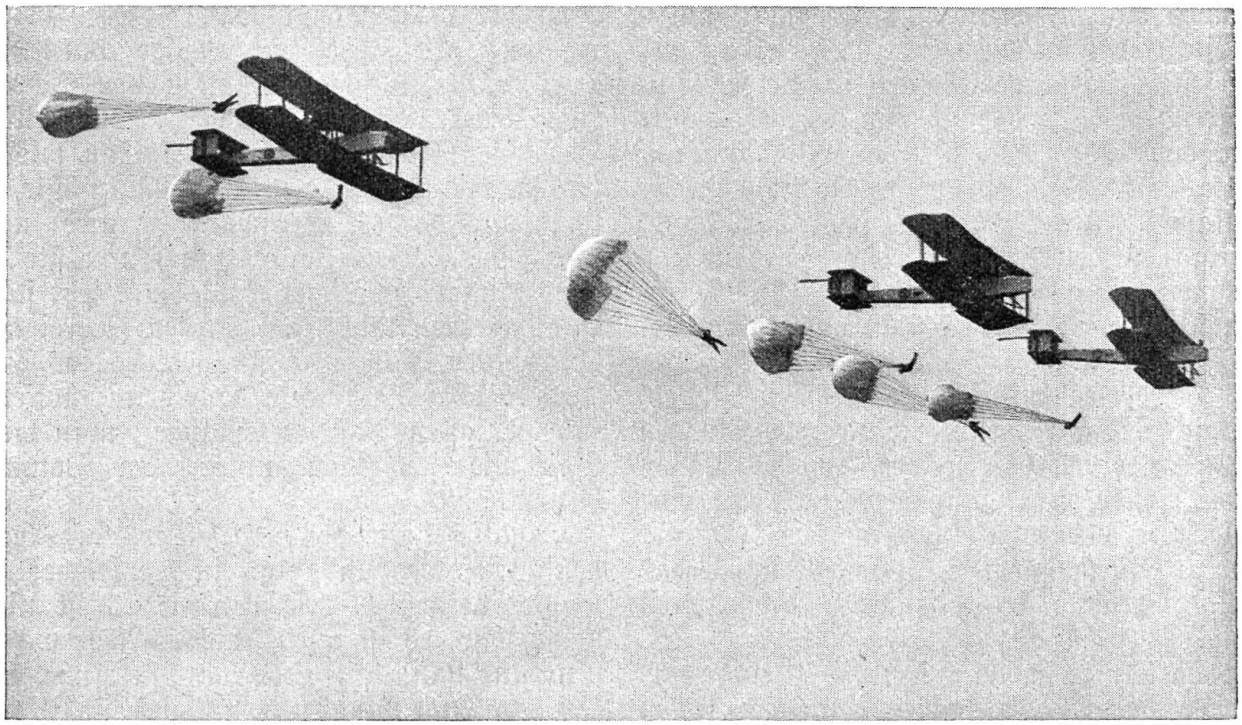
„Nichts frägt sich", rief er und stellte sich vor sie hin in seiner sehnigen Größe. „Da bin ich — schaut mich an! Ich müßte nur wollen, und ich wäre Herr und Meister in

diesem Hause — in eurer Stube und Kammer..." Er blitzte sie mit wilden Augen an — und sie erkannte jählings die ganze unbändige Wildheit des Krieges, das ungezügelte Begehren, das rohe Zugreifen, das wildeste Raffen des Krieges. — Mit einem Aufschrei stürzte sie in ihre Kammer und riegelte die Tür ab. Er aber ging wieder fort.

Das war eine unruhige böse Nacht für Agatha. Nicht nur daß sie Angst gehabt vor dem wilden Menschen. Auch den Rachen des Kriegsungeheuers sah sie offen vor sich — — und sie mußte gar sich sagen: hab ich nicht auch schon ähnlich geredet, unmäßig begehrt, wenigstens Geld und Kriegsgewinn? Dann wieder dachte sie an den stillen Friedrich, der wie ein Lamm an ihrem Tisch gesessen, bei ihren Tischgebeten mitgebetet und am Abend immer noch bis in die Nacht an irgend einem Arbetli geschnetzelt hat. Unverdrossen war er, zufrieden war er, das muß man ihm lassen. Und warum fort? Und warum habe ich jetzt den andern? Sie wollte die Schuld, wie gewöhnlich, dem Thade in die Schuhe schütten, aber ihr Gewissen gab ihr heute doch nicht recht...

Und nun?

Ihre Frauenwürde ließ es nicht zu, so einen unbändigen Menschen im Haus zu behalten. Ihn heimschicken und es doch mit einem hiesigen probieren?... Aber oh, dann lachen mich alle aus! Dann hätten die Leute mit mir z'tun, mit ihren Mäulern! O wäre doch der Thade da! Wollte noch gerne zufrieden sein... wollte gerne nichts mehr sagen vom Vermögen, einstweilen... O Thade, komm heim zu uns, mit dir sind wir doch am besten versorgt...



Ein ungewöhnliches fliegerisches Schauspiel.

Gleichzeitiger Fallschirmabsprung sechs englischer Militärflieger an einem Schaufliegen in London.

* * *

Nach einer schlaflosen Nacht schien es, als wolle der Himmel der Frau Agatha ihr Gebet aufs prompteste erfüllen. Als ihre Kinder von der Schule heimkehrten, riefen sie freudig erregt: der Vater kann bald heimkommen, Ends der Woche! Die Andern haben es gesagt, deren Väter oder Knechte auch am Gotthard sind.

Agatha fühlte schon wieder festern Stand

gegenüber dem Oberhuber: Er soll noch einmal Mux machen — und dann zeig ich ihm, wo der Zimmerman das Loch gemacht hat.

Zwei Tage später langte richtig auch Thades braunes Wäschsäckli wieder an, es war ein Montag und der Zettel darin meldete mit Bleistiftnotiz: am Samstag ist Entlassung.

Gerade der Tag vorher, der Sonntag, war für Agatha ein Bußtag erster Sorte gewesen, da ihr Knecht bald Geld, bald Getränke verlangt hatte und sie seinetwegen Keller, Kasten, Kind und Kammer hüten mußte und nie wußte: auf was zielt er ab? Diesen Brief in der Tasche trat sie jetzt mit siegreichem Lächeln auf ihn zu und zahlte ihm den Lohn, den es traf. Mit Nachdruck sagte sie: „So, auf heute Abend seid ihr entlassen. Ihr könnt aber schon den Nachmittag für euch haben und so denk ich, nehmen wir grad jetzt Abschied. Die Franken für die Platzkasse bringt euch dann der Lussi selber . . ."

Der Kriegsmann zuckte mit den Lippen, so wie jedesmal, wenn er von einem ringern Platz an einen bösern Ort kam, z. B. von einer sauberen Gefangenenbaracke in eine schlechtere, oder von einem milderen Offizier weg zu einem harweren. Aber er nahm das Geld — lachte sie zudringlich an — und ging.

Da dankte sie im Herzen Gott und verschmerzte gern den halben, ihm geopferten Taglohn.

Aber andern Tags kam wieder ein Brief von Thade: Liebe Frau. Es hat mir ein Bögli gestellt. Ich kann nicht mit den andern heim, wegen des Hauptmanns Roß, wo ich Pferdordonnanz geworden bin. Ich traue nur so halb. Thade.

Was war nun das? Verfluemeti Pastete! sagte Agathe ein übers andere mal. Wer hat ihm jetzt da wieder etwas in den Weg gereistet? — Nicht heim? Das fehlte noch! Und was ist mit dem huenden Gaul? Und warum tut er das Maul nicht auf? Das ist wieder einmal unserer; ja das ist der unsere!

Sie geriet den Tag hindurch in immer größere Aufregung: Warum sagt er: ich traue nicht gut? Da hats mit dem Roß gefehlt!

Der folgende Tag brachte noch keine Erklärung. Uebermorgen kams. Mit hastigen Händen nahm sie den Brief dem Posthalter ab und machte sich ans Lesen.

„. . . Heute kann ich Euch nichts Gutes melden. Das Roß gefällt mir gar nicht gut. Es ist zwar auch ein Tierarzt als Major da, aber sie wollen mich doch nicht weglassen. Schuld bin ich nicht, aber es gibt immer Leute, die einem nicht glauben. Wenn ich etwa gar ins Loch müßte . . ." Hier ist es Agatha, als fahre ein Messer durch ihr Herz . . . sie mußte innehalten vor Schreck. Ins Loch? Thade ins Loch! Du heiligs Verdienen! nein, er wird den Satz wieder kehren, weiter! „. . . ich ins Loch müßte, so schick mir dann Untergwand; werde noch schreiben . . . Wenn ich aber zahlen müßte . ." Ums Himmels heiliger Wille! . . . jetzt stößt Agatha einen wirklichen, lauten Schrei aus „. . . zahlen müßte, dann geht es ins gute Tuch . . aber ich könnte doch heim; hoffentlich wenigstens; aber nicht sicher, man weiß nie, wie sie einen unter dem Daumen halten . . ."

Agatha hatte genug gelesen. Sie legte den Brief weg und ging in die Küche; sie wollte vergessen und denken: es ist nicht wahr, bah, es ist alles nichts. Aber wo sie ging und stand, nirgends hatte sie Ruhe. Sie lief alle Augenblick zu dem Brief zurück, wie einer, der immer wieder dorthin greift, wo es ihn beißt. Und immer schrecklicher kam es ihr vor: er kommt nicht heim mit den Andern — er wird ins Loch geworfen — er muß blechen — zwei Kühe gehen dahin, zwei zum allermindesten, die besten zwei . . . Und warum — warum das alles? Warum hat er diesen dümmsten Platz auf dem Erdboden angenommen? — O jeh — ich selbst hab ihn dazu getrieben!

Es ging lange, bis Agatha nach allen Seiten hin ihre üble Lage recht ausgedacht hatte; sie befand sich wie auf einem Brandplatz, ging auf den Trümmern ihrer Hoffnungen umher und entdeckte immer wieder neue Schäden, neue Verluste und stieß immer neue Seufzer aus. O, ich erzdumms,

erzung'felligs, steinhagelböses! Und alles wegen dem Geld! —

Thade, Thade, kannst du mir verzeihen?

* *
*

Agatha wars, auch wenn sie im Hause hantierte oder auf dem Land umherging, als müßte sie immerzu den Kopf vor Scham unter eine Bettdecke strecken. Am Tage, wo die andern Landwehrler heimkehrten, redete sie mit den Kindern kein lautes Wort; der Hals war ihr geschwollen wie von einem starken Halsweh. —

Gegen Abend kam ein merkwürdiges Trüpplein den Weg von dem Hotel herab gegen ihr einsames Heim. Am schnellsten zu erkennen war ein kleinerer feldgrauer Internierter mit der Mütze auf dem Kopf und dem Stecken in der Hand. Neben ihm trippelte ein älteres Mannli mit Baltum *) und Goxhut. Bald am Soldat, bald am Mann hielt sich eine alte Frau, behangen mit allen schweren Kleidern der alten Mode. Die drei Wanderer safteten an einem Handkoffer, stürchelten über Wegsteine und Baumwurzeln, blieben wieder stehen und schickten laute Ausrufe des Glückes, der Rührung, des Staunens in die Luft hinaus. Sie rückten nur ganz langsam; man sah deutlich, daß es ihnen nicht am Vorwärtskommen gelegen war, vielmehr am Auskosten der ersten Wiedersehensfreude. Der alte Mann rief zum wiederholten Male aus: „Mein lieber Sohn Friedrich, so haben wir dich hier auf diesem hohen Schweizerberge wiedergefunden!" Und die Mutter fügte jedesmal hinzu: guter, armer Junge! und trocknete sich die Tränen ab.

Agatha hatte aus dem Tridhause die drei schon lange beobachtet und erraten, wer sie waren und was sie wollten. Nach der Gewohnheit der Bergler ging sie aber erst hinaus, als Lennarz mehrmals ihren Namen gerufen. Langsam, die Hände an der Schürze wischend und mit ernstem Gesicht ging sie hinaus, wie zu einem wichtigen Verkauf, zu einem Vertrag. Ja richtig, sie fühlt es, sie mußte an diesen Internierten ein Stück ihres

Eigenartiger Blitzschlag. In München schlug der Blitz in einen Baum, an dem 1½ Meter über der Erde ein Kruzifix hing. Der Stamm wurde direkt über dem Kreuz zersplittert, während dieses selbst unversehrt blieb.

*) Paletot.

Kriegswahnes verkaufen und einen Frieden bei ihm nachsuchen. Sie brachte einen einfachen, aber ganz treuherzigen und freundlichen Gruß zustande: „So, habt ihr auch kommen wollen luegen, was euer Suhn macht."

Friedrich bat sie bescheiden um das Zimmer für seine Eltern. Daß er die Bewilligung schriftlich von Thade in der Tasche hatte, das ließ er taktvoll gar nicht merken. Und es war auch nicht mehr nötig, denn Agatha sagte sofort: „Ja, ja, nur inä. Wir kommen schon z'Rank miteinander."

Der Soldat sagte, er werde jetzt wieder alle Tage kommen zu Vater und Mutter. Und Agathe erwiderte sofort: wenn es ihm dienlich sei, könne er auch auf dem Trid übernachten. Sie seien ja aneinander gewöhnt. —

Aber immer blieb ein trübsinniger Schatten auf ihrem Gesicht; der Vater geht ins Loch... die besten Kühe müssen aus dem Stall... das drückte sie wie Zentnerlast.

* * *

Lustig wie Brunnenröhren plauderten des andern Tages die drei Rheinländer miteinander, indes es Agathe war, es laste Himmel und Erde auf ihr. „Und wißt ihr, Jungens, wem ihr das zu verdanken habt, daß ihr in der Schweiz drin seid, vielleicht gar, daß ihr noch am Leben seid? Das verdankt ihr einzig und allein Seiner Heiligkeit Papst Benedikt XV. Friedrich, glaube mir, wenn dieser Mann nicht wäre, schon viele von euch wären in Feindesland ihren Krankheiten erlegen." Die Mutter wischte wieder eine Träne ab. „Und wenn alle hohen Herren unserem heiligen Vater glauben würden, ich sage dir, der Krieg hätte heute schon aufgehört. Wir hätten keinen Krieg mehr! Der sagt ihnen auch, was der Krieg ist..."

Der alte Mann nahm aus seiner Brieftasche ein Bildlein des Papstes: da sieh ihn dir an, Friedrich, das ist dein größter Wohltäter nächst Vater und Mutter; der hat dein Leben erhalten. Auguste, sag, muß er ihn nicht in Ehren halten, so lang er lebt? Und hier dies Gebet: Friedrich, das hat Papst Benedikt für uns arme Kriegsopfer ersonnen, für alle Kriegsopfer der Welt: „In der Angst und Not eines Krieges..." Auguste, sag, was tun wir?"

Gehorsam antwortete die Frau: „Das beten wir jeden Morgen und jeden Abend. ... Aber das tun ja Viele noch, Wilhelm! Da sind wir nicht allein..."

Agatha saß auch bei ihnen. Sie hatte auf einmal ihr Zwingen und Ringen vergessen. Was nützte es? O, vielmehr erhielt sie hier nun Einblick in die Höhen und Tiefen des Lebens; Leid und Not des Krieges, selige Freude der Wiedervereinten; Glück eines geborgenen Heims. Was mußte sie da alles hören von Verwundeten, Verstümmelten, Hungernden, Verarmten, Blinden. Es klang ihr wie etwas nahe Verwandtes, etwas Gemeinsames, Geschwistermäßes. Und ich hätte es so gut gehabt... Aber jetzt! Not macht die Menschen zu Verwandten. Aber auch, wenn Agatha den gläubigen alten Vater in seiner begeisterten Art reden hörte von Beten und von Gottvertrauen und Vorsehung, so tat es ihr wohl. Es war ihr, als bauten diese Worte ein geheimes Trepplein für sie, wo sie ihr schweres, kummervolles Herz aufwärtstragen könne...

Kummer und Angst stand sie genug aus in diesen Tagen. Die Kinder brachten schon heim, daß die Landwehrler aus dem Dienst wirklich zurückgekehrt seien. Sie hatten sie selbst gesehen. Von Thade fehlte jeder Bericht.

Wenn nicht Friedrich wieder im Stall eingegriffen hätte, Agathe wäre in ihrer Verfassung dem Betrieb nicht mehr gewachsen gewesen. Wie wollte sie gerne zufrieden sein mit dem, was sie hatte, wenn nur dieses Offiziersroß gesund wird... Wie wollte sie gerne alle eitlen Pläne ein für allemal verabschieden, wenn nur der Vater wieder kommt!

Sie ließ Lennarz die Milch in die Sennhütte tragen, denn sie konnte es nicht verdienen, von ihnen ausgefragt oder ausgeführt zu werden.

* * *

Am vierten Tag nach der Heimkunft der Andern — noch kein Brief!

Aber am Abend, beim Zunachten, da sprang Bläß, der Hund, plötzlich wie ein Wilder vom Haus weg und schnellte mit mannshohen Sätzen an einem Ankömmling hinauf. Es war Thade. Er roch nicht nach Kasernenarrest, noch sah man ihm eine Hungerkur an. Seine Augen zwinkerten lustig und sein Schnauz hing in vollster Seelenruhe nach allen Seiten hinunter.

Beklommen trat ihm Agathe entgegen. „Jetzt kommts", dachte sie. Er gab ihr die Hand u. sagte nichts.

„Und jetzt? Des Hauptmanns Roß?" fragte sie zaghaft.

„Der Gaul! Wir wollen ihn noch einmal leben lessen."

„Was hat's ihm gegeben?"

„Ja .... er hat allerlei gehabt .... Den Grind hatte er vorn."

Agatha hörte wie versteinert.

„Und den Schwanz hinten .... und die Beine unten ..."

Agatha rief: „Thade, jä?"

„Und das Mani hatte er oben. — Nebstdem, positiv, andere Fehler hatte er keine."

Agathe erfaßte den Sinn immer noch nicht. Unbeweglichen Blickes schaute sie dem Mann in das Gesicht. Doch dort ward ihr auf einmal die erlösende Botschaft hingeschrieben, im freudigen Saft seiner lustigen Augen und in den Bewegungen seiner lachenden Backen.

„Und jetzt? . . . des Hauptmanns Ross?!"

„He also, der Gaul ist so gesund als ich und du. Ich habe nie ausdrücklich geschrieben, der Gaul sei krank. Nur so drum herum geredet. Und ganz gelogen wars auch dann noch nicht, g e h u s t e t hat er. Aber das ist jetzt weggedoktert. Und dann sagt der Hauptmann zu mir: Lussi, du bringst mir das Roß nach der Entlassung heim in den Kanton Zürich. — Und wo ich dort bin, sagt er zu mir: Thade, bleib noch etwa zwei Tag da und lueg ä chli d'Welt an. Warum nid? denk ich. Hab auch einmal gar gleitig heimlaufen müssen in selber Nacht beim Urlaub. Da darf ich das mal langsamer gehen ... Wenn noch e i n s die Mutter daheim kuriert, so ist es d a s —"

Prüfend hielt er an und schaute ihr ins Gesicht. Doch da stieg kein Feuer ins Dach, sondern demütig hielt sie ihr verängstigtes, genugsam gestraftes Wesen wie einen geöffneten Handkorb vor ihn hin.

Befriedigt sagte er: „Verstehst mich, gelt?"

Und sie: „Ja, wahrhaftig, wie dein Kriegsrößli .. bin ich jetzt auch gedoktert .. Will gern und zufrieden wieder mit dir am gleichen Wagen ziehen."

„Gelt, gleich g'schwind und gleich langsam, wir zwei! — Gottlob! — Bis die Großen draußen ihr Kriegsroß auch abzäumen und noch auf viel länger hinaus. — Gar nie mehr anders." — —